

Franz Dobler – The Boy Named Sue

Franz Dobler, geboren 1959, hat seit 1988 Erzählungs- und Gedichtbände, die Romane »Tollwut« und »Aufräumen« veröffentlicht – und die Musikbücher »The Beast In Me – Johnny Cash«, »Auf des toten Mannes Kiste – Get Country & Rhythm!«, »Rock'n'Roll Fever« (mit Guido Sieber) und (als Hrsg.) »Down In Louisiana«.

Für das Trikont-Label hat er seit 1995 vier Folgen der Serie »Perlen Deutschsprachiger Popmusik« herausgegeben, außerdem »A Boy Named Sue – Johnny Cash Revisited«.

Edition

TIAMAT

Deutsche Erstveröffentlichung

1. Auflage: Berlin 2013

© Verlag Klaus Bittermann

www.edition-tiamat.de

Titelfoto: Richard Rayner-Canham

Album-Cover: Hermine/The World On My Plates 1982

Buchcovergestaltung: Felder Kölnberlin Grafikdesign

ISBN: 978-3-89320-181-5

Franz Dobler

The Boy Named Sue

**Aus den Memoiren eines zerstreuten
Musikliebhabers**



**Critica
Diabolis
212**

**Edition
TIAMAT**

Inhalt

Flussaufwärts – 9
Stimmen Maschinen Gewehre – 20
I Remember Chet – 25
Spaß und Dosenbier – 28
Punk – 30
Beethoven in anderthalb Minuten – 32
Lieder für Kugeln und Freiheit – 34
39 schwarze Uhren – 37
Verirrte Verwirrte – 39
A Boy named Sue und andere Mädchen – 40
Neue Filme für den Tanzfreund – 43
Im Notfall mehr Rauschgift – 45
Ordentliche Tanzmusik – 46
Ins Herz getroffen – 49
Der mit der Gitarre – 53
Die Regierung ist so drauf – 54
Samstag Nacht Fieber – 55
Nicht totzukriegen – 59
Problemzone German Sprache – 62
Weg zur Hölle – 64
Seltsames Land – 65
Wie man ein Star wird – 68
Verhaftet auf dem Highway 61 – 70

Schlager – 72
Da deutsche Musik – 73
Die Clowns vom Musiccountrystadl – 73
Diese durchgeknallten Alten – 76
Warum sich Guy Debord erschossen hat (I) – 78
Toller Ort – 81
Warten auf den letzten Zug – 84
Die beste große Klappe – 90
Understatement Underground – 93
Seltsame Töne aus dem Kinderzimmer – 95
Gottes Mobiles Einsatzkommando – 96
Künstler, Fälscher, Paranoia – 99
Punkrock und Verbrecher – 105
Was wäre der Musikjournalismus ohne das Label- oder Promoagenturinfo? (I) – 110
Was wäre der Musikjournalismus ohne das Label- oder Promoagenturinfo? (II) – 112
Füttere die Hühner gut! – 114
A Gsang is a Gsang – 118
Kehlen schlitzen, Herzen brechen – 120
Beat ohne Grenzen – 124
Tennessee Symphonie – 128
Von Zazo zu Freejazz – 136
Coco Schumann und die Krokodile – 139
Wenn der DJ Hell auch einmal sprechen tut – 141
Jahre vergehn (ob du stehst oder gehst) – 142
Yoko Ono s/w-Portrait – 144

Hits und ein Scheißlied –	144
Gute Nacht, Hessen –	147
Alte Schule –	150
Das Bad in Gottes Freudentränen –	152
Junge Frau im Altenheim –	156
Vor der Haustür –	157
Amy Winehouse und die Logik der Zeit –	159
Warum sich Guy Debord erschossen hat (II) –	160
Das FBI jagt Louie Louie –	162
Eine Botschaft aus der Hölle –	163
Aloha Captain Beefheart –	164
Hillbilly Geisterbahn –	164
Aus dem Grab geholt –	171
Grabrede für Nils Kopprich –	173
Take that, you honkie Kraut –	177
Neuer Bayernvolkspop mal wieder –	178
Rockabilly überlebt euch alle –	181
Dieses Jahr –	183
Harte Zeiten –	184
Flussabwärts –	188

FLUSSAUFWÄRTS

Der Plan war, mit dem Auto eine Stunde flussaufwärts zu fahren. Wenn man's genau betrachtete, fuhren wir jedoch 35 Jahre flussaufwärts. In die Stadt, aus der ich kam, um nach dem ersten Artikel zu suchen, den ich über Musik geschrieben und veröffentlicht hatte. Zwei Punkte, die mich nachdenklich machten.

Meine Tochter hatte mich einmal darauf hingewiesen, dass ich immer schlechte Laune hätte, wenn wir einen Besuch in meiner alten Heimat machten. Damals war sie ein Kind, und ich hatte das entschieden bestritten und geglaubt, damit durchzukommen.

»Was ist los mit dir?«, fragte mich der Doktor schon nach fünf Minuten.

»Nichts«, sagte ich, »pass lieber auf den Scheißverkehr auf, heute ist kein guter Tag, um zu sterben.«

Und drittens war meine Laune saumäßig, weil ich mich wieder einmal fragte, warum ich es in meinem Leben nicht weiter weg geschafft hatte, als in die Stadt eine Stunde den Fluss runter. Wenn die Stadt eine Stunde den Fluss runter nicht New York oder so ähnlich hieß, war das sicher kein gutes Zeichen. Vor allem, wenn es zu spät war, sich einen anderen Fluss zu suchen.

»Ruhig Blut, wir finden den Artikel«, sagte der Dr.

»Don't look back, sagt John Lee Hooker«, sagte ich.

»Man kann aber nicht immer auf einen Hooker hören«, sagte der Dr., »es ist wichtig, den Zeitpunkt zu erkennen, wann man eine Regel über den Haufen werfen darf und sogar muss.«

Der Dr. war vier Jahre vor mir in einem Dorf in der Nähe geboren und hatte es immerhin bis an einen See geschafft, den viele als kleines Meer bezeichnen, und er

war schon früh ins Musikgeschäft gegangen, hatte gespielt, produziert, organisiert, war in der ganzen Welt damit herumgekommen und konnte bis heute jederzeit mit einem tollen Anruf rechnen. Vor einigen Jahren hat ihm eine sibirische Universität den Dr. Honoris Causa verliehen. Der Dr. hatte seine Fähigkeiten nicht an Universitäten erworben, deshalb war es ihm, abgesehen von der Reise nach Sibirien, egal, ob er sich jetzt Dr.h.c. Hubert Greiner nennen durfte; und außerdem, meinte er, interessiere der Dr.h.c. der sibirischen Universität Jakutsk bei uns doch sowieso keine Sau. Ich jedoch fand's großartig und zitierte sofort eine Ansage, die Cannonball Ad-derley während eines Konzerts gemacht hatte und sagte: »Wenn sie dir den Dokortitel verleihen, heißt das, dass sie sich auskennen und cool sind.«

Auch ich selbst hätte meinem Freund seit vielen Jahren gerne einen Dr.h.c. verliehen. Weil er mir zum richtigen Zeitpunkt klar gemacht hatte, dass ich damit aufhören sollte, Musik machen zu wollen. Er hatte mich damals mit meiner Geige in seine Band geholt, nicht weil ich an dem Instrument, das ich nie leiden konnte, was mir jedoch erst später bewusst wurde, auch nur halbwegs was drauf gehabt hätte, sondern weil ich einige Effektgeräte angeschlossen hatte, mit denen ich heftigen Lärm herstellen und damit meine totale Unfähigkeit so überspielen konnte, dass Besoffene nichts merkten und andere vielleicht zehn Minuten dachten, dass die Hütte brennt. Ich habe mein Dilemma zumindest geahnt, konnte es mir aber nicht eingestehen und hätte es niemals zugegeben. Wenn jemand behauptete, ich könnte nicht spielen und nicht einmal im Sinn von Nicht-richtig-spielen-aber-tolle-Musik-machen-können, war ich in der Lage, ihn oder sie mit wahnsinnig schlaun Vorträgen über Punk oder den No-Wave-Jazz eines James Blood Ulmer oder den Free Jazz des Geigers Leroy Jenkins und seiner Band The Revolutionary Ensemble auszuschalten. Auf die Art hatte ich es sogar geschafft, den Dr. eine Weile einzunebeln.

Bis er eines Nachts, als wir von einem Konzert heimfahren und die anderen hinten im Bus saßen und schliefen, zu mir sagte: »Du, Franzl, weil wir jetzt einmal ganz unter uns sind, ich muss dir etwas sagen, weil du mein Freund bist, hör auf mit der Musik, das wird nichts, konzentrier dich lieber ganz auf's Schreiben, ich glaube, du bist einfach ein Schreiberling, ehrlich, ich habe mir das jetzt lang überlegt.« Er schaute mich vorsichtig an. Er hatte etwas gesagt, das Träume kaputt machen und Leben zerstören konnte.

Aber ich sagte nur: »Danke.«

Und jetzt wollte der Dr. wissen, wie es denn Jahre vorher zu meinem ersten Musikartikel gekommen war. Der auch für ihn eine Bedeutung hatte, weil es der erste war, der über ihn und seine erste Band geschrieben wurde. Seine Mutter, die inzwischen über 90 war, während meine Eltern schon lange nicht mehr lebten, hatte ihn damals aufgeregt angerufen, dass sie in der Zeitung wären. Und weil wir uns damals noch nicht kannten, war es ihnen ein Rätsel, wie sie es in diese Zeitung geschafft hatten und wer das geschrieben hatte. Es war natürlich nicht das einzige Rätsel in unserer Gegend, über das man den Kopf schütteln konnte.

Ich war 18, als ich in den Sommerferien einen Aushilfsjob bei den *Schongauer Nachrichten* bekam, die damals unabhängig waren und heute zum *Münchener Merkur* gehören. Ein älterer Mitarbeiter der Schülerzeitung, für die ich schon was geschrieben hatte, brachte mich rein. Meine Aufgabe war, morgens zur Polizeistation zu gehen und dann die neuesten Vorfälle und Verbrechen aus dem Polizeideutsch zu übersetzen und aufzubereiten. Es gab in diesem August nur einen Fall, den der Chefredakteur als Topstory auf die Titelseite nahm und das war ein Auffahrunfall mit drei Autos, der von einer entlaufenen Kuh verursacht wurde.

Aber es passierte auch was Gescheites – es gab in der Stadt einen Jazzfan, dem es in diesem Sommer gelang,

seine Konzertreihe »Jazz im Pfaffenwinkel« gegen alle Widerstände durchzuboxen. Das war keine kleine Sache, weil er dabei weder an Kapellen aus unserer Region dachte, noch an einen lustigen Sonntagvormittag mit Dixieland, sondern an die wahren Größen: als Startschuss haute er der Kleinstadt die Gruppe des John Coltrane-Schlagzeugers, die Elvin Jones Jazz Machine ans Hirn. Dieser Held in einem kulturell düsteren Landstrich brauchte bei der einzigen Lokalzeitung natürlich schon vorab große Berichte, denn wenn's schief ging und in der Aula der neuen Hauptschule nur 100 Leute saßen, war er – im Gegensatz zum Kulturbeamten (den es dort damals nicht gab) – persönlich pleite und die Reihe beendet.

Mein Glück Nr. 2 war, dass sich bei der Zeitung niemand für diesen Jazzkram interessierte, aber der Stellvertreter des Chefredakteurs, zuständig für Sport und den Rest jenseits der CSU, mich nicht wie den Aushilfsdeppen behandelte, der ich war, sondern wie den Nachwuchsjournalisten, der ich sein wollte, und sich um mich kümmerte. Herbert Regau brüllte mich an, ich solle alles liegen lassen und ihn zu einem Großbrand in Birkland begleiten, und als ich sagte, ich sei aber noch nicht fertig, brüllte er »schieß drauf!«; er nahm mich in Stadtratssitzungen mit und stellte mich Provinzfürsten als den neuen Kollegen vor und gab mir nachher eine Halbe aus und erzählte, was hintenrum grade ablief. In der Stadt, die davon geprägt war, dass Franz-Josef Strauß seine Politikkarriere hier begonnen und er immer noch seinen Wahlkreis hatte, war er ein äußerst linker Sozialdemokrat bei einer Zeitung, die am äußersten rechten Rand der CSU stand; ich hatte nicht damit gerechnet, den Ferienjob zu bekommen, weil ich nur Wochen zuvor mit einigen Freunden nachts zum Haus des Chefredakteurs gezogen war, um Steine an die Fensterläden zu werfen und »komm raus, du rechte Sau!« zu rufen; ein paar Straßen weiter hatte uns die Polizei geschnappt, obwohl wir keineswegs bis zur Unzurechnungsfähigkeit alkoholisiert

waren, und auch der Chefredakteur war natürlich dazugestoßen, um für seine neue Titelstory ein paar atmosphärische Details zu bekommen, aber als ihm dann die Aushilfe vorgestellt wurde, hatte er mich anscheinend vergessen. Wenn wir Mittagessen gingen, meistens in Begleitung eines linken Druckers, der nicht viel älter als ich war, wurde über Marx und Engels gesprochen oder über Ernst Toller, Oskar Maria Graf, B. Traven und wen sonst sie in den bayrischen Lesebüchern vergessen hatten. Ich erfuhr, dass der Zeitungsverleger einer dieser freundlichen Unternehmer war, die ihren Angestellten Kredite gaben, »aber weißt was«, sagte mein Redakteur, »der totale Schmarren ist das, jetzt haben sie sich nämlich ihr schönes Häuschen hingestellt, und wenn einer einmal glaubt, er muss jetzt sein Maul wegen irgendwas aufmachen, merkt er plötzlich, aha, ich habe ja einen Haufen Schulden beim Chef, gute Nacht, Freunde, und man hat sich schon alles ans Bein gebunden, die Kinder kosten immer mehr Geld, da eine neue Waschmaschine und ein größeres Auto sowieso, da musst dich nicht wundern, wenn die alle Angst um ihren Job haben und keiner mehr was sagt, wenn was los ist, so schaut's nämlich aus, aber davon erzählen sie dir auf deinem Gymnasium nichts, stimmt's?« Ich hatte ihm erzählt, dass ich mich für Musik interessierte und er gab mir den Auftrag, diese neue Jazzsache zu betreuen. Ich allein war dafür zuständig und bekam soviel Platz, dass ich den Tellerrand nicht erkennen konnte.

Der Veranstalter übergab mir dicke Mappen mit Informationen über Elvin Jones und alle Jazzmaschinen, mit denen er gespielt hatte. Er merkte schnell, dass er mit seiner Sache einen Nerv bei mir traf und ich scharf darauf war, meine ersten vagen Kenntnisse auszubauen. Fast täglich kam er bei der Zeitung vorbei, weil ihm noch etwas eingefallen war. Wir saßen in seinem Auto und hörten Musik, die ich kennen musste. Er besuchte mich zuhause und erklärte meinen Eltern, dass es wichtig war,

was ich machte und dass sie mich, den furchtbar schlechten Schüler, auf keinen Fall daran hindern sollten, weil Jazz eine bedeutende Sache war und nicht irgendein Scheiß, obwohl ich ihm sagte, das könne er sich sparen, weil mein Vater einen Tobsuchtsanfall bekommen hatte, als ich mit 14 zum ersten Mal die Beatles hörte, weil das alles für ihn kommunistisches, RAF-mäßiges, jede anständige Ordnung und Deutschland zerstörendes Teufelszeug war, und sich an seiner Haltung nichts geändert hätte. Andererseits war dieser verrückte Jazzfan Heinz Wensauer ein Mann, den mein Vater zwar nicht ernst nehmen, aber respektieren konnte, weil er kein langhaariger Haschterrorist war und man vernünftig mit ihm reden konnte und er einen ordentlichen Beruf hatte, er war Vertreter für edle Stoffe, die in Kirchen gebraucht wurden, an Tischen, Fenstern oder Körpern. Wir fuhren zu ihm nach Hause, um noch mehr Musik zu hören. In einer elegant-ultramodernen Wohnung stand die größte Plattensammlung der Welt. Und seine Freundin war eine blonde Schönheit. Die außerdem Lehrerin war! Diese Leute und die Art, wie sie lebten und mit mir redeten, waren mir vollkommen fremd, aber sie schienen mir nicht so unfassbar alt zu sein wie die anderen, die knapp über 30 waren, und ich war wohl etwas verwirrt von allem.

»Waren wir alle damals«, sagte der Dr., »das kapierte niemand, plötzlich diese Konzerte bei uns draußen.«

»Chet Baker, Sun Ra Arkestra, Dollar Brand alias Abdullah Ibrahim, mit dem ich mein erstes Interview gehabt hätte, aber der Rekorder ging nicht, und während seine Musiker am nächsten Tisch saßen und aßen, untersuchte er mit mir das Gerät und tröstete mich. Oliver Lake, Lester Bowie im weißen Arztkittel, Achtung, Bleichgesichter, jetzt kommt der Voodoo-Dr. mit der Medizin! Art Ensemble of Chicago, Leroy Jenkins' Revolutionary Ensemble waren angekündigt, aber dann war irgendwas – dieser ganze wahnsinnige Wahnsinn vom letzten Außen-

posten des menschlichen Gehirns in einem oberbayrischen Drecksnest an der Grenze zum Allgäu. Und dieses Duo, Schlagzeug und Posaune. Der kam in einem langen schwarzen Ledermantel und mit einer riesigen Lederkappe zur Tür rein, und so saß er in der Garderobe, sagte keinen Ton, und genau so stand er dann breitbeinig auf der Bühne, hielt das Ding wie eine Panzerfaust, ein Orkan nonstop eine Stunde lang, wie'n Black Panther mit dem Spezialauftrag, die Entnazifizierung im Pfaffenwinkel endlich durchzusetzen und hinter ihm das Schlagzeug wie ein Bombenangriff. Wo die heute wohl sind?«

Ich war ein Jazzbeauftragter, der noch nichts geschrieben hatte, als ich meinen Redakteur fragte, ob ich etwas über das Konzert einer neuen Band aus der Gegend machen sollte. Logisch, sagte er, doch ich sollte nicht damit rechnen, dass es der Chef bringen würde, für den das nur totaler Blödsinn wäre, aber für mich wär's ja auf jeden Fall eine gute Übung. Zwei Tage später nahm er mich in den Keller in die Setzerei mit, wo die sogenannten Setzer die Artikel aus dünnen Bleiplatten mit einzelnen Buchstaben zusammensetzten. Jeden Nachmittag um etwa vier Uhr lagen die einzelnen Seiten fertig in Holzkästen und wurden vom Chefredakteur kontrolliert und für den Druck freigegeben. Er konnte noch ein Ausrufezeichen reinsetzen oder einen Artikel rauswerfen. Es kam vor, dass auf einer Seite zu wenig Text war, für den Fall lagen neben dem Holzkasten weitere Artikel bereit, der sogenannte Stehsatz. Das waren unwichtige Artikel, die im Notfall jederzeit zu gebrauchen waren. Wie man sich vor dem Baden richtig abkühlt oder sowas. Dort lag mein Konzertbericht, der leider ein Verfallsdatum hatte. Ich ging jeden Nachmittag in den Keller, um nachzusehen wie es ihm ging. Nach einer Woche war ich sicher, dass er's nicht schaffen würde. Ich stand neben dem Chefredakteur, als er in einem Holzkasten Bleisätze hin und her schob, die Seite hatte zuviel Luft und er suchte nach einem Stehsatz-Artikel, um die Seite dicht zu machen. Er

hatte es schon mit einigen probiert, als er verächtlich sagte: »Was ist denn das mit diesem Jazzrockzeug da?« Ich wollte zu dem Mann, den ich vor kurzem als rechte Sau beschimpft hatte, nichts sagen. Er knurrte irgendwas und stopfte das Stück Blei in die Lücke.

»Mein erster Musikartikel hat einfach genau in die Lücke gepasst«, sagte ich.

»Und er hat meine Mutter beruhigt«, sagte der Dr.

»Mehr kann ein Schreiber nicht erreichen«, sagte ich.

Das kleine Zeitungshaus in der Schongauer Altstadt sah noch so aus wie früher, wie eine Nebenstelle des Königlich-Bayerischen Amtsgerichts. Der Gang nach hinten zu den Redaktionsräumen im ersten Stock war so eng und dunkel wie damals – doch dann strahlende Helligkeit, moderne Einrichtung, viel Platz. Ich erkannte nichts wieder. Sie hatten jetzt Computer, wahrscheinlich sogar dieses neue Internet. Die Kästen mit den Bleibuchstaben verrosteten im Keller oder im Heimatmuseum. Das Büro des Verlegers gab es nicht mehr; er hatte an seiner Tür zur Redaktion einen einseitig durchsichtigen Spiegel gehabt, um seine Leute heimlich beobachten zu können. War die Tür auch im Heimatmuseum?

Einen der Redakteure erkannte ich, er hatte damals als auszubildender Journalist angefangen und war direkt dem Chefredakteur unterstellt; ich konnte mich an das eine Wort, das wir gewechselt hatten, nicht erinnern. Er holte den Ordner aus dem Archiv und führte uns in einen Nebenraum voller Aktenschränke. Ich fand meinen Bericht am 12. August 1978 und musste ihn mit der Hand abschreiben:

»Guter Jazzrock mit ›Allgäu‹ / Sie überzeugten im Peiting Jugendzentrum das Publikum / Peiting. (fd) Mitten in die veranstaltungsarme Hochsommerzeit platzte die Jazzrock-Band ›Allgäu‹ mit einem musikalisch hochwertigen Konzert. Die Gruppe ist trotz ihres kurzen Auftritts beim Open-Air-Festival in der Schongauer Gegend noch kaum bekannt.

Deshalb, und wohl auch wegen dem Schongauer Volksfest, kamen nur etwa 30 Leute ins Peitinger Jugendheim, was aber die gute Stimmung der Musiker nicht beeinträchtigte.

Die Bezeichnung »Jazzrock« trifft auf die Gruppe zu. Das heißt aber nicht, daß die Musik nur ein planloses Gemisch aus Jazz- und Rockklängen ist. Bei ihren Stücken, die alle selbstkomponiert sind, setzen sie jeweils den Schwerpunkt so, daß er einmal der einen, dann wieder der anderen Musikrichtung näherliegt, wobei die jazzigen Lieder überwiegen.

Während Gitarrist und Bassist sowohl Jazz- als auch Rockspielarten glaubhaft vortragen können, muß der Drummer als Jazzpurist und Jazzmittelpunkt der Band bezeichnet werden, dem es selbst in Stücken, die mit dem Zusatz »mehr Rock« angesagt wurden, nicht gelang, seine Herkunft zu verbergen. Einer der Höhepunkte für die Jazzfans im Publikum war die Nummer »Swinging Kanapee«, in der er mit einem Jazzbesen über seine Felle strich.

Das große Verdienst der Musiker liegt auch darin, daß sie trotz der eingeschränkten Möglichkeiten mit nur drei Instrumenten keine Eintönigkeit aufkommen ließen und jedes Stück durch neue Ideen interessant machten. Nach zweistündigem Auftritt und noch zwei Zugaben mußten sie ihr Konzert beenden, da sie erst seit zwei Monaten zusammenspielen und deshalb »echt noch nicht mehr drauf haben«, wie sich der Bassist entschuldigte. »Allgäu« braucht kein großes Publikum, hat aber eines verdient.«

Der Dr. hatte immer wieder gelacht, nicht nur weil ich ihn, wie er es nannte, »Drummer Jazzpurist« genannt hatte, sondern über mein gequältes Gesicht. Denn es war noch schlimmer, als ich erwartet hatte – aber, wie schon Miles Davis sagte, so what! Ich fand bei dieser Recherche jedoch etwas, mit dem ich nicht gerechnet hatte. Ein echter Schock. In der Ausgabe eine Woche zuvor entdeckte ich auf der Seite »Teens unter sich«, die nur am

Samstag erschien und von außen geliefert wurde, diese Meldung: »Der Punk, die angebliche Revolution der Rockmusik, wird schon wieder zu Grabe getragen. Nicht mehr die aggressiven Rhythmen der ›bösen‹ Punker sind gefragt, sondern sanfte Popsongs im Stil der sechziger Jahre.« Im August 1978 wurde in unserer kleinen Heimatzeitung also etwas abgehakt, das bei uns noch nichtmal angekommen war. Ich hätte sogar eiskalt behauptet, es wäre unmöglich gewesen, vom einen wie vom anderen etwas gewusst zu haben. Niemand hatte mir eine Sex Pistols-Platte ans Herz gelegt, und in der einzigen Rockdisco, die unser Wohnzimmer war, habe ich nie einen Punk gesehen. Als verspätete Verteidigung ließe sich vorbringen, dass in diesem Sommer 1978 Mittagspause gegründet wurden und die Fehlfarben noch lange nicht; man könnte es also auch so sehen: dass wir damals zum Glück nicht auf diese bösertige, verzerrende Meldung reinfallen konnten.

Ich schrieb dann vier Jahre über diese »Jazz im Pfaffenwinkel«-Konzerte, auch noch, als meine Flucht nach München geglückt war. Als ich den Job beendete, war ich musikalisch schon ganz woanders, aber das war nicht der Grund. Ich hatte 1982 über Abdullah Ibrahim und seine Jazzoper über die Geschichte Südafrikas, »Kalahari Liberation Opera«, geschrieben, und natürlich waren alle aktuellen politischen Bezüge aus dem Artikel gestrichen worden, und ich sagte, fickt euch, ihr christlich-sozialen Nachrichten, ich muss nicht für euch schreiben. Als der Artikel dann im auflagenstarken, undogmatisch-linksanarchistischen Münchner Stadtmagazin *Blatt* erschien, war ich so zufrieden mit der Welt wie Travis Bickle am Ende von *Taxi Driver*.

Meinem Redakteur begegnete ich erst zehn Jahre nach meiner Lehre wieder am Münchner Hauptbahnhof. Er war zur Sportredaktion der *Nürnberger Nachrichten* gewechselt. Später hörte ich, dass er in sein Dorf heimgekehrt war und sich umgebracht hatte. Mein Musiklehrer

hat mich viele Jahre später noch ein Mal besucht. Seine Konzertreihe war längst abgesägt worden und er lebte wieder in seinem Heimatort bei München, wohin er zurückgezogen war, um seine Eltern dann Jahre lang beim Sterben zu betreuen.

Ich gebe Insassen der Jugendarrestanstalt Augsburg einmal die Woche Literaturunterricht, und manchmal will jemand von ihnen wissen, warum ich diesen Scheiß mache, obwohl ich doch nicht mal 'nen Scheißeuro dafür bekomme, ob ich vielleicht so'n Scheißmitleid mit ihnen habe, und dann sage ich es ihm oder ihr, wie es ist, dass es in meinem Leben, als ich so alt war wie sie, ein paar Leute gab, die sich um mich kümmerten und mir ein paar Kicks gaben, ohne dass sie das tun mussten, und dass ich's deshalb eben auch versuchen würde, aber sie sollten nicht vergessen, dass die Teilnahme freiwillig sei und wenn jemand keine Lust habe, könne er auch gern in seine Scheißzelle gehen.

Das alles, wie unwichtig es auch sein mag, war undenkbar ohne ein Album, das drei Jahre zuvor, 1975, meine Wahrnehmung, mein Denken und Leben geändert, sogar auf den Kopf gestellt hatte, *The Third* von Soft Machine. Deshalb kann ich nur lachen, wenn jemand behauptet, eine Platte, ein Bild, ein Buch, ein Film könnte kein Leben aus der Bahn werfen. Es dauerte eine halbe Ewigkeit, bis ich die Story darüber geschrieben hatte.

19.8.2013